

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 271.

Samstag, 17. November.

1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Roman eines seltsamen Lebens.
Von Felix Neumann.

5. Kapitel.

Am Abend des 1. Oktober!
Die „Alhambra“ war ausverkauft, denn mit dem Monatsbeginn zog auch ein neues Programm in das beliebte Theater ein.
Mit kurzen Schritten ging der goldbetreffte Pförtner im Vestibül auf und ab.
Ein Logenschließer kam vom Zuschauerraum, um eine Bestellung auszurichten.
Als er die Tür öffnete und den dichten schalldämpfenden Friesvorhang beiseite schob, quoll in diesem kurzen Augenblick ein Brausen wie Gewitterbrandung in den Vorjaal, dann wurde es wieder still.
Der Portier zog die Uhr. Es war eben zehn vorbei.
Er wandte sich an den Diener: „Welche Nummer ist denn aus? Die jeben da drinnen ja jar keene Ruhe!“
Der Gefragte lachte: „Wees der Deibel, der Direktor hat doch immer den richtigen Niescher! Das war eben die neue Attraktion. Een ungläublicher Kerl! Tritt achtmal in verschiedenen Kostümen auf und singt dazu. Mal als Mädel, mal als Herr! Nun sind se alle verziät in ihn, die Frauen un die Männer. Det Publikum rast. Een Schläger ersten Ranges!“
Dann eilte der Berichterstatter weiter.
Eine Viertelstunde später stand Fritz Sendrezki im Bureau Adolffis.
Der klopfte ihm auf die Schulter.
„Sehr gut, sehr gut, mein junger Freund! Sie haben die Probe bestanden. Ihr Kontrakt ist perfekt. Für den ganzen Monat. Die Pause zwischen dem dritten Umkleiden müssen wir noch kürzen. Nun, das wird schon alles werden!“
Dann drückte er Fritz einen Brief in die Hand, der eben abgegeben worden war.
„Wahrscheinlich eine Einladung für heute abend. Voraussetzlich werden Sie mit solchen Angeboten überhäuft werden. Aber — seien Sie vorsichtig und wählerisch! Unter diesen Zeichen des Beifalls, diesen Blüten künstlerischer Anerkennung, ist auch viel Spreu —“
„Ich — kann — es mir denken, Herr Direktor! Darf ich Ihnen heute noch einmal für die Mühen danken, die Sie bei den Proben der letzten Woche — nicht ohne Erfolg — an mich verschwendeten?“
Frau Adolff und ihre Tochter traten ein.
Man wünschte Glück, und Sendrezki konnte sich kaum der Freundlichkeiten erwehren.
Schließlich sagte der Direktor: „Genug, Kinder, genug!“
Und zu Fritz: „Wollen Sie heute abend mit uns im Spiegelzimmer der „Alhambra“ ein Glas Wein trinken?“
Der junge Künstler drehte verlegen den Brief in Händen, den zu öffnen er noch keine Zeit gefunden hatte.
„Ach so —“ lachte Adolff.
„Die Sache wurde ja sehr dringlich gemacht. Ge-

nieren Sie sich nicht. Lesen Sie erst und geben Sie uns dann Antwort.“
Und Fritz erbrach das mit Bleistift flüchtig hingeworfene Schreiben und las:
„Sehr geehrter Herr Sendrezki!
Sie haben das, was ich von Ihnen erwartete, noch weit übertroffen! Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, mich in meiner Loge (Nr. 1 links) aufzusuchen, um Ihnen persönlich meinen Glückwunsch zu sagen!
Mary Longworth.“
Der Jüngling verneigte sich vor dem Direktor und den Damen.
„Ich werde nur ein Viertelstündchen in Anspruch genommen und folge daher gern der Einladung.“
Die große Pause in den Darstellungen war vorüber, und das Programm nahm seinen Fortgang.
Nervös und unruhig sah Mary in ihrer Loge und ließ den Blick nach der Tür schweifen.
Was ging sie das alles an, was sich noch auf der Bühne zutrug?
Hatte man ihren Brief nicht überreicht, oder — lehnte der Künstler die Einladung ab?
Sie beschloß, noch zehn Minuten zu warten, dann aber das Theater zu verlassen.
Mit Underwood versuchte, ihre Begleiterin abzulente.
Sie schob ihr das Opernglas hin.
„Ach — jehen Sie doch diese fabelhafte Tanzpantomime —“
Aber Mary war nicht dafür zu haben.
Im Gegenteil! Ihre Finger griffen in den roten Sammetvorhang und zogen ihn dichter vor der Loge zusammen, sodas nur noch ein Spalt blieb, durch den die Underwood den Vorgängen auf der Bühne folgen konnte.
Da erschien in dem Augenblick, wo die Amerikanerin schon daran dachte, das Theater zu verlassen, der Logenschließer. „Herr Sendrezki bittet —“
Ein kühles Winken der Hand.
Der Diener ließ den Gemeldeten eintreten.
Im dämmerigen Licht des kleinen Raumes schien das Gesicht des jungen Künstlers blaß.
War es die Erregung, die dieser Abend mit dem ersten Auftreten mit sich brachte, die leichte Schatten um die sprechenden Augen legte?
Mary hatte den Eindruck: Er könnte siegesbewußter, heiterer aussehen!
„Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Wunsche, Sie zu jehen, Folge leisteten. Ich glaubte schon, Sie würden nicht kommen —“
Fritz begrüßte die Damen, nahm auf einem der leeren Polsteressel Platz und antwortete: „Ihr wundervoller Korb mit Flieder, gnädiges Fräulein, hätte mich schon veranlaßt, Sie aufzusuchen. Aber auch ohne diese unverdiente Gabe wäre Ihr Ruf nicht umsonst gewesen. Wenn ich warten ließ, so geschah das, weil Herr Adolff mich in seinem Bureau zurückhielt —“

Hastig fiel Mary ein: „Hat er Sie beglückwünscht?“
„Ja — auch die Damen waren zugegen, und so zog sich das rein Geschäftliche in die Länge!“

Niß Longworth lehnte sich zurück, und ein mokantes Lächeln huschte über ihr Gesicht: „Natürlich! Hella Adolfsi durfte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um Ihnen die Hand zu drücken —“

Von der Bühne her setzte ein Lusch ein.

Jrgendein Künstler vollendete seinen Akt, und man klatschte.

Die Underwood rechte ihren etwas mageren Hals und fiel in diesen Dialog ein: „Wir sind entzückt von Ihrer Leistung!“

Sie hatte das Bestreben, abzulenken.

Und Mary ergänzte: „Was ich Ihnen zu sagen hatte, war in meinem Schreiben zum Ausdruck gebracht! Aber darüber hinaus möchte ich Ihnen Folgendes mitteilen: Auf meinen Wunsch hat Herr Brown der Vorstellung beigewohnt.“

Zögernd und in sichtlicher Spannung setzte sie hinzu: „Wenn nun der Agent daran denkt, Sie früher oder später einmal für drüben zu verpflichten, würden Sie dann auch nein sagen?“

Für einen Augenblick begegneten sich die Blicke des jungen Mädchens und des Künstlers.

Dann blickte der Gefragte vor sich nieder und sprach: „Sie haben wieder vorsorglich an mich gedacht, gnädiges Fräulein! Ich verdiene das ja nicht. Auch fühle ich mich so gar nicht imstande, Ihnen gebührend zu danken!“

Und dann in leichterem Ton: „Schieben wir die Beantwortung dieser Frage doch noch etwas hinaus. Wer weiß, ob Herr Brown nicht ein ganz anderes Urtheil fällt, als Sie die Güte hatten, abzugeben! Ich habe wohl Vertrauen zu mir, denn das ist notwendig, aber — ich überschätze mein Können nicht. Erst muß ich mich in vollem Maße in Deutschland bewährt haben, bis der Weg über das Wasser für mich lohnend ist —“

Während er so sprach und in seiner Weise der Amerikanerin zum zweiten Male absagte, verwandte Mary keinen Blick von dem Jüngling.

Sie fühlte mit steigender Sorge, daß sie völlig im Banne dieses jungen Menschen stand, daß sie sich mehr und mehr in ein Netz verstrickte, das ein Zufall wob.

Wieder rauschte vom Zuschauerraum her Beifall in die Loge.

Aber die Wellen des Klatschens brachen sich an den roten Vorhängen.

In der Schnelle weniger Sekunden zog der künftige Lebensweg Fritz Sendrezki an ihr vorüber.

Das Faszinierende seiner Erscheinung, das fast Zartheit seiner Jünglingshaftigkeit würde ihn von Erfolg zu Erfolg führen.

Und die Frauen würden ihn umschwärmen, alt und jung!

Wo fand man in dieser Welt ohne Ideale einen jungen Mann von dieser Reine — seelisch und körperlich?

Aufgewachsen in der Anschauungsweise eines gutbürgerlichen Hauses rettete er sein feines Empfinden in sein neues Dasein hinüber.

Aber wie lange konnte das dauern?!

Diese klare Stirn mußte in wenigen Jahren die Runenzeichen wilden Geschehens aufweisen.

Um den jugendlichen Mund würde bald ein Zug von Weltverachtung liegen. Und die Augen, die jedem zum Unheil zu gereichen schienen, der in ihnen zu lesen verstand, blickten ihren Glanz ein, wenn sie in die Tiefen eines ruhelosen Wanderlebens schauten.

Die Vorstellung war zu Ende.

Die Menge strömte hinaus.

Mit gepreßter Stimme sprach sie: „Ich glaube, daß ich anfangs, Ihnen lästig zu erscheinen! Sie denken: Wie kommt diese arrogante Person aus dem Dollerlande dazu, in mein Gesicht einzugreifen!“

Sie hob abwehrend die Hand, als Fritz eine Entgegnung machen wollte.

„Ach — wir wollen uns nichts vorgaukeln, Sie haben ja recht!“

Mary griff nach ihrer Brottasche, die auf der Brust lag.

„Sie sind gewiß für diesen Abend eingeladen! Sie werden Ihren Erfolg feiern, und meine Gedanken werden neidlos bei Ihnen sein —“

Sendrezki erhob sich: „Herr Adolfsi lud mich ins Spiegelzimmer der „Alhambra“. Nur ein Kreis von Freunden —“

Da lächelte Mary: „Ach — sieh' da! Ein Zufall? Auch zu mir sprach Frau Adolfsi von dieser Zusammenkunft. Ist es Ihnen unangenehm, wenn wir uns Ihnen anschließen —?“

„Es — ist — mir eine — besondere Freude — gnädiges Fräulein!“

Als die Damen mit ihrer Begleitung den im ersten Stock gelegenen, mit venetianischen Spiegeln geschmückten kleinen Saal betraten, waren dort etwa zwanzig Personen versammelt.

Alle zum engeren Bekanntenkreis des Direktors gehörend.

Adolfsi begrüßte die Ankömmlinge und führte sie in den Kreis.

Einige Vorstellungen, dann sprach der Gastgeber mit lauter Stimme:

„Und hier, Herr Fritz Sendrezki, unser „Verwandlungswunder“. Soweit er den Herrschaften noch nicht bekannt ist.“

Der Künstler teilte Händedrucke aus, hörte Namen, die an seinem Ohr vorüber schwirrten, ohne haften zu bleiben, und war froh, als er an einem Tischchen einen Platz erhielt.

Ein Herr neben ihm schob ihm ein Glas Sekt zu, das er auf einen Zug leerte.

Die Strapazen dieses ganzen Tages mit seinen Aufregungen waren fast zu viel für ihn.

Da kam ihm die Labung wie Medizin vor.

Mary hatte man an einer anderen Tafel untergebracht. Lebhaft ging das Gespräch hin und her.

Nun erst fand Fritz Zeit, seine unmittelbare Umgebung zu mustern.

Die Gesichter waren ihm teilweise aus der Sonntagsgesellschaft bekannt.

Ein Herr wandte sich ihm zu und reichte gleichzeitig eine Platte mit Kaviarbrötchen.

„Ich habe Sie heute abend bewundert, Herr Sendrezki!“

Der blickte auf und musterte den Nachbar.

Eine vornehme, sehr gepflegte Erscheinung.

Schmales, intelligentes Gesicht, ein fein gestuhter blonder Spitzbart. Alter etwa fünfunddreißig Jahre.

„Ich wollte es nicht glauben, daß Sie zum ersten Male in Berlin auftraten! Freilich — in wem die Begabung steckt, bedarf keiner langen Schulung!“

Fritz errödete unter dem freundlich prüfenden Blick des Herrn und dankte mit einiger Verlegenheit.

Da trat Adolfsi an den Tisch und legte leicht vertraulich die Hand auf die Schulter des Sendrezki Fremden.

Und zu dem Jüngling: „Da haben Sie eine interessante Bekanntschaft gemacht, mein lieber Freund. Dieser Meister ist der jüngste Professor, den Berlin bisher sah. Darf ich noch einmal vorstellen: Professor Edmund Gottorp, einer unserer ersten Frauenärzte und berühmter Psychiater. Für uns Männer hat er nicht viel übrig, aber — den Frauen, denen sieht er bis auf den Grund der Seele. Das ist sein Beruf. Die können ihm nichts vormachen. Darum ist er auch wohl bis heute Junggeselle geblieben, obgleich ihm alles Weibliche zu Füßen liegt!“

Frohes Gelächter erscholl in der Runde, und auch Doktor Gottorp stimmte mit ein.

„Direktoren, machen Sie mich nicht schlechter, als ich bin: Herr Sendrezki bekommt ja sonst Angst vor mir.“

Der blickte mit großen Augen zu dem Arzt hinüber. „Ach — gehört Ihnen die berühmte Frauenklinik in Lehndorf? Und auch das Sanatorium!“

Der Professor nickte: „Woher wissen Sie das? Sie sind doch, wie ich hörte, fremd in Berlin!“

Fortsetzung folgt.)

Nächtliches Abenteuer Kaspar Goethes im Apennin.

Im Jahre 1740 reiste Goethes Vater nach Italien und erlebte auf dieser empfindsamen Reise allerlei köstliche Abenteuer, von denen er in seinem Reisebericht „Diaggio in Italien“ in trefflicher Weise zu erzählen weiß. Diese Aufzeichnungen werden jetzt in der großangelegten Biographie „Goethes Vater“ von Dr. Rudolf Glaser, einem gebürtigen Wiesbadener, zum erstenmal ausgewertet. Diesem interessanten Buche entnehmen wir mit Genehmigung des Verlags Quelle u. Meyer in Leipzig nachstehenden Bericht eines nächtlichen Zwischenfalles.

Nicht weit hinter Florenz beginnt der Weg so langsam anzusteigen, daß ich mich nicht enthalten konnte, uns mit der Schneckenpost zu vergleichen. Wenn wir an einer Station ankamen, waren selten Pferde da, und waren solche vorhanden, so beeilte sich der Besitzer gar nicht, ihnen Futter zu geben und sie zum Gausen zu führen. Es war, als ob gar niemand da wäre, der sie verlangte. Je mehr man solche Langsamkeit tadelte, um so mehr wuchs die Bosheit der Leute und ihre Art zu handeln. Genug, ich mußte mich hier an Geduld gewöhnen und mit Geld bei der Hand sein, weil die Postleute selten mit ihrer Taxe zufrieden waren. So übersteuern sie die Reisenden, besonders wenn ein Einzelner den Weg macht. Beim Bacchus! Da war ich unter grobe, unhöfliche Menschen geraten, so hart wie die Felsen, zwischen denen sie leben. Ich hielt es deshalb für besser, mich zuvorkommend ihrer Unbilligkeit anzubequemen, anstatt mich dagegen aufzulehnen, was doch wenig genutzt hätte.

Da mir wenig Zeit bis zum Tage der Himmelfahrt übrig blieb, war ich genötigt, Tag und Nacht zu reisen; dazu zwischen schrecklichen Abgründen, wo nachts in der Dunkelheit selbst der furchtlose Mann erschrickt. Und in der Tat erlebte ich einen Zwischenfall, den ich erzählen möchte.

Ich legte einmal meinen Weg in einer tiefen Finsternis zurück. Der Postillon war mit meinem Diener voran geritten, als plötzlich mein Kleyder stille stand und trotz Sporen nicht zu bewegen war, weiter zu traben. Er schnaubte ganz entgegen seiner Gewohnheit, und da war es, daß ich einen Augenblick die Fassung verlor. Denn als ich mit lauter Stimme die anderen rief, antwortete mir keiner. Sie kamen erst, als sie mich nicht mehr hinter sich hörten, von selbst zurück, um mich zu suchen. Kaum hatten sie mich angetroffen, als auch mein Pferd wieder freiere Gangart annahm.

Ich wußte nicht, was ich von dieser Sache halten sollte, möchte aber nicht als leichtgläubig gelten. Andererseits irre ich vielleicht, wenn ich durchaus nichts von Gespenstern wissen will, obwohl mein Erlebnis unzweifelhaft ist. Ein einziger Umstand würde mich an dem Abenteuer irre machen, das ist die Dunkelheit der Nacht. Sie war so tief, daß ich kaum den Kopf meines Pferdes sehen konnte. Infolgedessen war ich leicht zu täuschen und konnte mir Dinge einbilden, die nicht waren, weil bei Ankunft des Postillons und meines Dieners mein Pferd die Straße wieder aufnahm. Will ich nun dem Postillon Glauben schenken, einem Manne, der diese Straße genau kannte, und der sie als nicht ganz geheuer bezeichnete, so muß ich auch annehmen, daß der Zwischenfall von Geistern hervorgerufen wurde. Solche Dinge reizen die Ungläubigen natürlich sehr zum Lachen; aber man wird über sie immer im Zweifel bleiben.

Der Tod über der Straße

Von Hans Christoph Kärael.

Um die Lunch-Zeit, ein wenig nach zwölf Uhr, blieb in der Fulton-Street in New York ein Mann stehen. Das ist an sich nichts besonderes. Aber er ließ sich sogar nicht einmal beiseite drängen und forttreiben. Er stand. Das ist immerhin schon etwas; denn die Fulton-Street ist nicht breit. Sie ist auch keine Straße mehr, Nein, es ist schon eine steinere Flucht geworden. Die Menschen schieben sich um diese Stunde in die unheimliche Schlucht und verschwinden im Dunkeln. Die Sonne, die um diese Zeit sonst über alle Straßen fiel, mußte hier mit den oberen Stodwerten der Häuserriesen vorlieb nehmen. Sie kam nicht auf die Straße hernieder. Dort krochen in einer endlosen zweireihigen Schlange die Automobile, ruckten an, standen und schoben sich weiter. Sie hoben sich mit ihren schwarzen Limousinen wie schwarze Särge über den Köpfen der Tausende, die langsam in die Gasse schlüpfen.

Und in dieser Menge stand plötzlich ein Mann und hob den Kopf nach oben. „Aha, ein Greenhorn“, dachte einer, der an ihn anprallte. Dem war nicht zu helfen. Der mußte sich an den türmenden Häusern satt haben. Es war nur eine unpassende Zeit und ein ungeeigneter Ort. Aber die anderen, die sich an ihn stießen, dachten ebenso. Sie waren

alle höflich und trauen sich trotz des Anpralles, daß einer die läbliche Tat der neuen Gatten so eindrucksvoll bewunderte. Denn dort in der Luft oben hob sich fast zusehend wachsend ein neuer steinerner Bau in das Reich der Wolken. Ein einziger, riesiger eiserner Träger hing fast ohne Halt in der schwindelnden Höhe. Er hing doch über der Straße. Wenn er jetzt stiele, mußte er Menschen unter sich begraben. Wenn man genauer hinsah, ruckte der gewaltige Träger wie das Pochen des Pulses und griff Rud um Rud weiter über die Straße. Der Träger hing über hundert Meter über der Luft. Das kannte also den Fremden. Es lohnte sich nicht, mit hinauf zu gaffen. Aber der Mann stand noch immer. Jetzt sah einer sein Gesicht. Davor erschrak er. Dem gaffenden Manne war das Blut aus den Adern gewichen. Der Mund stand ihm offen, die Augen starrten gläsern in den unheimlich stahlblauen Himmel hinauf. Der andere blieb stehen und verfolgte nun den Blick des Starrenden. Er konnte auch nicht weiter gehen. Zwei andere stießen an ihn an, schimpften, saßen in die Höhe und stierten. Die Nächsten hielten schon im Laufen inne. Jetzt standen schon zehn, zwanzig; hundert. Ein Auto schrie und schrie und konnte nicht weiter. Die Bremsen kreischten. Die Schlange stand. Ein Policeman ruderte durch die Menge und raste; „Weitergehen!“ Da deutete einer zum Himmel. Er ließ den Gummiknäuel sinken und öffnete den Mund und starrte unterwands hinauf. Die enge Straße verlor ihre Straße. Sie verstummte. Nur vom Broadway her zitterte und brodelte das Leben.

Hier war es totenstill. Sekunde um Sekunde; denn an dem riesigen Träger, der über die Straße drohte, hing ein Mensch! Der Mann, der zuerst stand, hatte ihn gesehen. Er war rücklings auf dem Träger sitzend mit hinausgeschoben worden. Bis ans Ende! Und mit einemmale kippte der Mann in der Höhe um und stürzte. Nein, im schwindelnden Sturz verkrallten sich wohl seine Hände in den Träger. Er hing. Hundert Meter und darüber hing er genau über der Straße. Nein, über dem edigen Bauaun — über den 1000 Menschen! Niemand hatte seinen Schrei gehört. Jeder sah nur den Menschen zwischen Himmel und Erde hängen. Und jeder wußte, daß nur Sekunden vergehen konnten, dann mußte der Mann dort oben loslassen. Vielleicht schon jetzt. Jetzt!

Es gab ja keine Rettung. Niemand konnte es wagen, über den schwebenden, schwankenden Träger zu klettern. Ein Sprungtuch für diese Höhe wäre lächerlich gewesen. Sie waren alle dazu verdammt, den Tod zu sehen. Wenn Sie nur Sekunden weiter zählen, mußte der dunkle Körper sich oben lösen. Dann hörten sie den gellenden, leise erstarbenden Schrei und dann — das Aufschlagen, das knirschende Zerbrechen der Knochen. Und jeder wollte weggehen und konnte nicht. Einer wettete, daß es ein Kinooperateur sei. Aber er verstummte. Die wahrhafte Todesnähe lähmte ihn. Er sah alle an und alle standen in ihrem Leben still. Jeder versah in dieser Stunde sein Leben.

Im Grunde fühlten alle, daß sie mit dort oben hingen. Da geschah das Unlaubliche. Die Fremden, von der Riesenstadt längst stumpf getraumpelten Menschen, die täglich dem Tode begegneten, sahen ihn nun Sekunden lang über sich hängen. Und die Sekunden wurden eine Ewigkeit. Sie ahnten alle die absolute Majestät des Todes und erstarrten. Zuletzt, da sich der eine Arm löste, um noch einmal im nächsten Augenblick sich anzutrollen, kam aus der tiefsten Erkenntnis aller Not, die nur Not des Ewig-Gemeinsamen ist, ein gellender, verzweifelter Schrei aus tausend Kehlen. Jetzt löste sich wieder der Arm. Die letzten Herzsschläge. Da rutschte auf dem Träger in tollen Rindersprüngen in hockender Stellung ein Mann dem Ende zu. Er schleppt ein Seil hinter sich her. Sicher holten ihn die Anderen. Jetzt noch einen Rud! So! Jetzt ist er am Ende. Wenn er doch nur zugreifen wollte. Der Andere hängt nur an einem Arm. Der Andere fällt. Da — er packt ihn! Ein zerreißender Schrei. Der Retter stürzt.

Aber ehe die Menschen schreien konnten, geschah das Wunder. Der Retter hing am Seile und umklammerte den Geretteten. Wie eine lebendige Schaukel, wie ein nicht nachzuahmendes Artistenstück pendelten zwei Menschen zwischen Tod und Leben.

Als sich unten der Schrei löste, zog sich das Seil höher und höher. Kräftige Arme packten zu. Die hängenden Menschen waren verschwunden. Aber die Menschen auf der Straße standen noch lange versteinert. Sie sahen einander erstarrt an und erkannten, daß sie alle ein gleiches Schicksal hatten.

Da gröhnte ein Automobil auf. Über den Menschen fiel wieder die Maske. Sie sahen einander jetzt wieder an und erkannten sich nicht mehr. Und einer machte den Anfang und ging fort. Und die Straße wußte nach einer Minute nicht mehr, daß sie einmal stille stand.

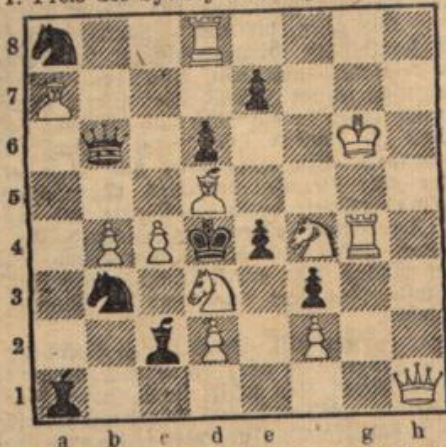
Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mehr.

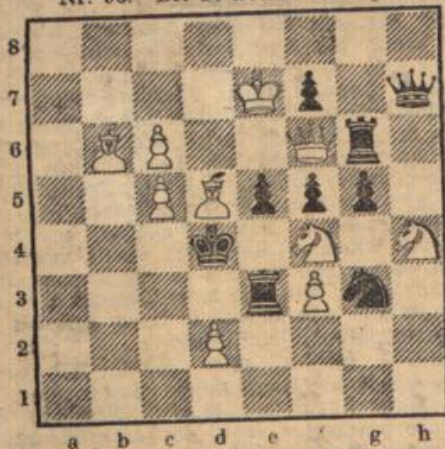
Nr. 95. F. Robinson.

1. Preis des Sydney Morning Herald 1909.



Weiß: Kg6, Dh1, Td8, g4, La7, d5, Sd3, f4, Bb4, c4, d2, f2.
Schwarz: Kd4, Db6, Lal, c2, Sa8, b3, Bd6, e4, e7, f3.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 96. Dr. P. Feenstra Kulper.



Weiß: Ke7, Df6, Lb6, d5, Sf4, h4, Bc5, c6, d2, f3.
Schwarz: Kd4, Dh7, Te3, g6, Sg3, Be5, f5, f7, g5.
Matt in 2 Zügen.

Die Rochade. In dem hiesigen diesjährigen Wettkampf um den silbernen Pokal erhob das Vorstandsmitglied des Washingtoner Schachklubs, Patentanwalt Whitaker, gegen seinen Gegner, den Berliner Meister Richter, Protest, weil dieser bei Gelegenheit der Rochade zuerst den Turm und dann den König gezogen hatte. Der Leiter des Turniers, Meister Orbach, gab diesem Protest keine Folge, da in Deutschland im Gegensatz zu Amerika keine Vorschriften über die Reihenfolge bei dem Ziehen der beiden Figuren bestehen. Die Zeitschrift des Niederländischen Schachbundes behandelte vor kurzem die gleiche Frage. In einem ihrer Aufsätze behauptet der Verfasser, daß es aus geschichtlichen Gründen unrichtig sei, den König bei der Rochade zuerst zu bewegen. Um rochieren zu können, sagt der Schreiber, müssen die Felder zwischen König und Turm unbesetzt sein. Dies ist keine willkürliche Vorschrift, sie beruht auf geschichtlicher Grundlage und zwar, weil von jeher der Turm nicht springen durfte. Dies zeigt sich deutlich bei der langen Rochade; könnte der Turm springen, so würde ihm z. B. eine Figur auf b1 (oder b8) nicht im Wege stehen. Auch der mittelalterliche Roch und der Persische und Arabische Rukh, von denen der jetzige Turm abstammt, hatten niemals das Recht zu springen. Das

Springen steht daher in direktem Widerspruch mit der Gangart dieser alten Figuren. Darf der Turm nicht über Figuren springen, so kann er auch nicht über den König springen. Diese Behauptung steht geschichtlich fest. Der Verfasser schließt seinen Artikel mit der Bemerkung, daß man zwar den Schachspieler nicht zwingen könne, wie er die Rochade mache, wohl aber müsse man verlangen, daß die Schachlehrbücher von der Rochade eine Darstellung geben, die auf geschichtlicher Grundlage beruht v. Jänisch, der russische Meister und vortreffliche Theoretiker, beschreibt in der Berliner Schachzeitung vom Jahre 1856 die Rochade, jedoch ohne zu bestimmen, welche Figur, König oder Turm, zuerst gezogen werden muß. Er sagt: „Ein einziges Mal während der Partie ist es jedem Spieler gestattet zu rochieren, d. h. seinen König und einen seiner Türme zugleich umzustellen.“ „Heißt dies“, so fragt Dr. van der Linde in seinem berühmten Werk „Das Schachspiel des XVI. Jahrhunderts“, „daß man nur mit beiden Händen rochieren darf, oder soll die Geschwindigkeit des Rochierens so groß sein, daß niemand spüren kann, welche Figur zuerst umgestellt ist.“ Nach diesem bedeutenden Schachhistoriker entstand die moderne Rochade aus zwei einzelnen Zügen, heute aber bildet sie ein unteilbares Ganzes. Die Rochade kann nur wie jeder andere Zug zwischen zwei aufeinanderfolgenden Zügen des Gegners erfolgen. Die Bewegung der zwei Teile der Rochade geschieht gleichzeitig, nicht wie früher, wo sie in mehreren Teilen durch einen oder mehreren gegnerischen Zügen geteilt wurde.

Partie Nr. 33. Gespielt im 2. Berliner Meisterturnier 1928.

Weiß: Rotenstein, Schwarz: Bogoljubow.

1. e4—c5, 2. Sf3—e6, 3. Le2—d6, 4. Sc3—Le7, 5. 0-0—Sf6, 6. d4—c×d4, 7. S×d4—0-0, 8. Le3—Sbd7, 9. Sb3—b6, 10. Dd2—Lb7, 11. Lf3. Nachdem Dd2 geschehen ist, ist 11. f3 das Richtige. 11. Se5. 12. Tad1—Dc8, 13. Lf4. Nicht gut. 13. S×f3+, 14. g×f3—c5, 15. Lg5. Weiß hätte sich mit Lg3 verteidigen sollen. 15. Dh3, 16. L×f6—g×f6, 17. De2—Kh8. 18. Kh1—La6! Aufgeben. Kurz und erbaulich.

Lösungen: Nr. 81. 1. Se2. Nr. 82. 1. d5+. Nr. 85. 1. Th4. Nr. 86. 1. Ka6. — Nr. 81 u. 86 angegeben von Ludw. Nickel. Nr. 81 u. 82 von Karl Kahl.

Rätsel

Schnell erfüllter Wunsch.

Wer mich hegt, hat nicht genug,
Möcht' gern etwas haben;
Streicht man mir ein Zeichen fort,
Wird sogleich er's haben.
(Betonst du richtig, was er hat,
Wird es eine deutsche Stadt.)

Schieberätsel.

Die Wörter Graben, heiser, Projekt, Öffnung, Teeglas, Walnuß sind in derselben Reihenfolge wie hier so untereinander zu schreiben, daß zwei nebeneinander befindliche senkrechte Reihen je eine beliebige Fruchtart ergeben.

Besuchskartenrätsel.

Chr. Forget
in Essen

Was ist der Herr?

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 265.

Bilderrätsel: Uebermut tut selten gut. — Wortaus-schneiderätsel: Wie du mir, so ich dir. — Versrätsel: Erlangen.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Krennrich, Horst Michaelis, Mühlenteid, Henning Oppermann, Hermann Sipper, Grotel Trost, samt. aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Karl Heinz Pfütz aus Sonneberg; Otto Präckel aus Hahn i. T.; Liesel Erhardt aus Mainz.